

wissenschaftler_innen mit Schwerpunkt Frankreich sicherlich empfehlenswert, in anderen Disziplinen, wie z. B. den postkolonial orientierten Regionalwissenschaften mit Südostasienbezug, wird dies wohl nicht in gleichem Maße der Fall sein.

Stephan Truninger: Die Amerikanisierung Amerikas. Thorstein Veblens amerikanische Weltgeschichte, Münster: Westfälisches Dampfboot, 2010, 212 S.

Rezensiert von
Susanne Hilger, Düsseldorf

Die Auseinandersetzung mit dem Modell „Amerika“ lässt sich in Europa bis in das ausgehende 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Im Hinblick auf seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit avancierten die USA als „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ (Ludwig Goldberger) spätestens im frühen 20. Jahrhundert einerseits zu einem Modell für die Industriestaaten des Westens. Andererseits blieb es immer auch ein Kulminationspunkt von Überfremdungängsten und Anti-Amerika-Polemik. Daher erscheint es kaum verwunderlich, dass die Diskussion darüber, ob sich Europa im 20. Jahrhundert einer wachsenden amerikanischen Beeinflussung ausgesetzt sah, die sich als Amerikanisierung sinnvoll umschreiben lasse, bis heute kontrovers geführt wird.

Dabei ist von der historischen wie auch kulturwissenschaftlichen Forschung be-

reits hinlänglich herausgearbeitet worden, dass dieser Diskurs mehr über Eigenwahrnehmungen, Erwartungen und Ängste der Europäer aussagt als über die tatsächlichen amerikanischen Einflüsse in Europa selbst oder über die Frage, wie diese denn beschaffen sein könnten. Somit steht der Amerikanisierungsbegriff in der historischen Forschung längst nicht mehr für einen linearen Transferprozess in West-Ost-Richtung denn als Moment komplexer transnationaler Interaktion.¹

Vor diesem Hintergrund erweist sich auch die Ausgangsthese Truningers von der „Eingleisigkeit der Modernisierung“ (S. 15) als dem aktuellen, inzwischen hochgradig inflationär zu nennenden Forschungsstand zum Thema wenig angemessen.

Weitgehend also ohne die inzwischen über Jahrzehnte angewachsene, reichhaltige geschichts- und kulturwissenschaftliche Forschung zum Thema zu berücksichtigen, verfolgt die soziologische Dissertation von Stefan Truninger die bislang kaum aufgeworfene Frage nach einer „Amerikanisierung Amerikas“. Den Fokus auf die Sozialgeschichte der US-Gesellschaft richtend bleibt der Autor denkbar vage, was die Begriffsfixierung anbelangt. „Amerikanisierung“ versteht Truninger als „die Durchsetzung allgemeiner Prozesse bürgerlicher Gesellschaft“ (S. 15). Diese Definition wird auf das Werk des Ökonomen und Philosophen Thorstein Veblen (1856–1929) projiziert, nach Auffassung des Autors „der Chronist und Theoretiker der Amerikanisierung Amerikas“ (S. 23). Um „Amerikanisierung“ als inneramerikanischen Prozess fassen zu können, gliedert Truninger seine Arbeit in fünf Hauptkapitel, die das Werk Veblens, allesamt wenig aussagekräftig überschrieben, auf poli-

tische Impulse, gesellschaftliche Praxis, soziale Nivellierung wie auch historische wie kulturelle Traditionen der USA untersuchen. Der „sportsman“ etwa, als Ausdruck des Ethnien und soziale Schichtungen überschreitenden Individuums, trete hier als „Motor der Amerikanisierung“ hervor (S. 37 und 97), ähnlich wie die herausgehobene Bedeutung von Bildung und Sport in der Freizeit (S. 63–66) oder die neue Rolle der Frau („new women“), mit der sich Veblen auseinandergesetzt habe.

Dabei kann die „Missachtung wissenschaftlicher Konventionen“, die der Autor seinem Untersuchungsobjekt Veblen unterstellt, auch für Truninger selbst gelten (S. 26). In methodischer Hinsicht ist die stark subjektivierte Herangehensweise äußerst fragwürdig. Selbst das Vorhaben, „die behandelten Texte ... in ihren wissenschafts- und sozialhistorischen Entstehungskontext“ einzubetten und einer „immanenten Kritik“ unterziehen zu wollen, entbehrt jeder Grundlage. Die mehrfach geäußerte Überzeugung, mit dem gewählten Vorgehen die „Archäologie neuer Mittelschichten entschlüsseln zu können“ (S. 32, 70, 96) erweist sich fernab jeglicher fachwissenschaftlichen Methode. Dabei wäre eine Arbeit über das Werk Thorstein Veblens, das mit Pierre Bourdieus Distinktionsforschung seit den 1980er Jahren ein Revival erlebt hat, eine eingehendere Betrachtung wert. Dass Truninger indessen die reichlich vorhandene Literatur zur „Amerikanisierung“ und das eigene Vorgehen nur oberflächlich reflektiert, gehört ebenso wie die fehlende Kontextualisierung zu den offenkundigsten Versäumnissen der Arbeit, die insgesamt eher einen philosophisch-essayistischen, stellenweise sogar naiven Eindruck hinterlässt und zu-

dem gespickt erscheint mit Redundanzen und wortgenauen Paraphrasierungen einer nur vermeintlich gedankenscharfer Thesenbildung. So kann beispielsweise die Erkenntnis, dass „wer heutige Amerikanisierungsprozesse adäquat bestimmen“ wolle, die „Tradition“ der bürgerlichen Gesellschaft begreifen“ müsse, den Historiker/die Historikerin wenig überraschen. Ebenso ist die geäußerte Überzeugung, dass „ohne die Vergangenheit ... auch die Zukunft nicht begriffen und ergriffen werden“ könne (S. 43), an Plattheit kaum mehr zu überbieten. Eine Aneinanderreihung von Platitüden (und Stereotypen) ist von Hans Dieter Gelfert zuletzt in einem Bändchen für den Beck-Verlag (Typisch amerikanisch, München 2002) wesentlich unterhaltsamer präsentiert worden.

Wenig Neues arbeitet Truningers Dissertationsarbeit heraus, etwa wenn es um die Genese der bürgerlichen Gesellschaft in der Neuen Welt oder die Auseinandersetzung mit der ‚meltingpot‘-Tradition geht, mehr noch, bereits vor Jahren und Jahrzehnten geführte Diskurse, etwa zur Akkulturationsforschung, werden ignoriert. Was also soll uns dieses Werk sagen? Für die eingehende, nicht aber sehr tiefgehende Analyse von Veblens Werk unter dem Blick der „Amerikanisierung“ verdient Stefan Truningers Arbeit Beachtung. Wie man indessen die vorgelegte Arbeit als wissenschaftliche Qualifizierungsarbeit einreichen und akzeptieren kann, bleibt das Geheimnis der beteiligten Akteure. Dass es jedenfalls keinesfalls damit getan sein kann, eine vermeintlich erkenntnisfördernde Hypothese „mantraartig“ zu wiederholen, unterstreichen die auffälligen Redundanzen (etwa auf S. 15, 67, 69, 73, 79, 94, 121, 123, 169, 181, 187, 197, 198,

199). Die Fragen nach den Bedingungen, den Einflussfaktoren und Akteuren von „Amerikanisierung“ in den USA muss darum unbeantwortet bleiben. Mit einer positivistischen Werkanalyse Thorstein Veblens allein ist diese komplexe Fragestellung nicht abzuhandeln.

Anmerkung:

- 1 Zuletzt noch einmal für die deutsch-amerikanischen Beziehungen: Volker Berghahn, *Industriegesellschaft und Kulturtransfer. Die deutsch-amerikanischen Beziehungen im 20. Jahrhundert* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 182), Göttingen 2010.

**Stefan Paulus: Vorbild USA?
Amerikanisierung von Universität
und Wissenschaft in Westdeutsch-
land 1945–1976 (= Studien zur Zeit-
geschichte, Bd. 81), München:
R. Oldenbourg, 2010, 617 S.**

Rezensiert von
Mitchell Ash, Wien

Dieser massive Band (617 Seiten inklusive umfangreiche Quellen-, Literatur und Namensverzeichnisse) ist die gekürzte (!) und überarbeitete Fassung einer an der Universität Augsburg im Jahre 2004 abgeschlossenen Dissertation. Der Autor schickt sich an, den im Untertitel genannten Prozess in seiner Gesamtheit bis zur Einführung des Hochschulrahmengesetzes in der Fassung von 1976 erstmals nachzuzeichnen. Die Rede Philipp Gasserts von „Amerikanismen“ erlaubt es ihm, selbst eine nur teilweise Übernahme von Einzelmerkma-

len US-amerikanischer Hochschulen als „Amerikanisierung“ zu beschreiben. Wesentlich beim Transferprozess selbst ist das Primat der deutschen Importeure als Wahrnehmungs- und Auswahlinstanz, gemäß einer weiteren Festlegung Gasserts: „Keine Amerikanisierung ohne Germanisierung“ (S. 26). Auf dieser Grundlage stellt der Autor die starke These auf, dass zentrale Elemente der US-amerikanischen Universität – Präsidial- statt Rektoratsverfassung, Department- statt Fakultätsstruktur, Assistenz-Professor, Forschungssemester, Hochschulrat und Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit – bereits in den 1960er Jahren in das bestehende westdeutsche System übernommen worden seien. Insofern handelt es sich um eine Strukturgeschichte klassischer Prägung. Auch wenn das Wort „Wissenschaft“ im Titel steht, ist von einer „Amerikanisierung“ der Themenwahl, der Begrifflichkeiten oder der Forschungspraktiken westdeutscher Wissenschaften im genannten Zeitraum nicht die Rede.

Die Untersuchung stützt sich auf ein sehr umfangreiches Quellenkorpus: herangezogen werden vor allem relevante Ministerialakten der Bayrischen und der Baden-Württembergischen Landesarchive, die Unterlagen der US-Militärregierung (OMGUS) im Institut für Zeitgeschichte in München sowie Archivalien der Fulbright-Kommission in Bonn. Dass die genannten OMGUS-Mikrofilme in München eine Auswahl aus dem wesentlich umfangreicheren Gesamtbestand darstellen, bleibt unerwähnt. Paulus behauptet, dass die Akten der beiden genannten Staatsarchive ausreichen, um sich ein hinreichendes Bild von bundesweiten Entwicklungen machen zu können. Immerhin geben die dort aufbewahrten Rundschrei-